

Ästhetik und Politik

Eine Erinnerung an drei Jahrzehnte des Merkur

Die ästhetischen achtziger Jahre

Als ich Kurt Scheel auf seine Frage, was ich denn vorhätte, antwortete: »Musil«, reagierte er trocken. Vielleicht erleichte er auch ob der irgendwie mystisch klingenden Antwort. Das war bei unserem ersten Treffen, ein Jahr bevor ich 1984 die Herausgeberschaft übernahm, er aber schon drei Jahre als Redakteur die Zeitschrift von innen und außen im Griff hatte. Was meinte ich eigentlich mit dieser Antwort? Zeitschriften, jedenfalls die im Gedächtnis gebliebenen in- und ausländischen, hatten immer etwas gewollt: Sei es, dass sie ein literarisches Programm oder sogar ein generell geistiges Konzept hatten, zum Beispiel ein kulturkritisches, Karl Kraus' *Die Fackel*. Mir war aber wohlbewusst, dass seit Friedrich Schlegels *Athenäum* und seit solchen berühmten Periodika zwischen der Jahrhundertwende und dem Ersten Weltkrieg, geschweige nach dem Zweiten, ein bestimmtes Pathos überholt war, ganz bestimmt auch viele Ideen selbst.

Nichtsdestotrotz schien mir auf den *Merkur* noch immer eine intellektuelle Herausforderung zu warten, die sich neben dem vorherrschenden *Kursbuch*, der Bibel der Linksintelligenz, sehen lassen könnte. Mit dem Namen »Musil«, der gerade Gegenstand eines meiner Bielefelder Seminare war, meinte ich wohl, wenn ich das recht erinnere, nichts anderes als eine vage Idee von moderner Ästhetik und Diagnostik der Zeit. Mir kam dabei entgegen, dass die bis dahin vorherrschende sozialhistorische und ideologiekritische Perspektive auf alles und jedes durch ein neues Interesse an rein ästhetischen Fragestellungen Konkurrenz bekommen hatte. Nicht zuletzt durch die französischen »neuen Philosophen« Deleuze, Lyotard und Derrida als auch durch den enormen Einfluss des amerikanischen Literaturwissenschaftlers Paul de Man, jedenfalls in akademischen Zirkeln, die für den *Merkur* nicht unwichtig waren.

Dieser »aesthetic turn« war allerdings in der Bundesrepublik nur spröde und zaghaft vorhanden. Außerdem bedurfte ich nicht des internationalen Anstoßes, sondern meine Ästhetik als Diagnostik war hausgemacht, wenn sie sich auch mit den genannten Theoretikern berührte. Obwohl sie ursprünglich von eigenen theoretischen Einsichten zur Autonomie ästhetischer Phänomene ausgeht, formulierte ich sie in meinen ersten herausgeberischen Jahren selbstverständlich nicht »akademisch«, sondern zeitkritisch, konkret, phänomenologisch. Dass Ästhetik und Politik zusammengehörten, sollte schon durch den Aufmacher des ersten Heftes im Januar 1984 deutlich werden, quasi als Programmschrift des neuen *Merkur*. Dieser Aufsatz mit dem Titel *Die Ästhetik des Staates* hatte als Motto einen Satz von Albert Camus: »Kein Volk kann außerhalb der Schönheit leben.« Das war durchaus

polemisch gedacht, denn mir schien, dass diese bundesrepublikanische Gesellschaft, vor allem ihre Intelligenz, in der Tat außerhalb des Camusschen Prinzips lebte. Und so war der Aufsatz auch eine ironisch-utopische Parabel über »Opulenz, Provinzialität und Konformismus« der alten Bundesrepublik und gipfelte in einer Charakteristik des grünen Milieus der berühmter gewordenen Reformuniversität Bielefeld, deren Literaturprofessor der neue Herausgeber des *Merkur* war.

Dieser Satire folgten in den nächsten Jahren in regelmäßigen Abständen Einlassungen zur Kunst und Literatur, die betont die sogenannte soziale Relevanz beiseite schoben und sich ganz und gar auf das ästhetische Phänomen konzentrierten. Beispielhaft hierfür war wahrscheinlich der Aufsatz im Märzheft 1984 mit dem an Esoterik kaum überbietbaren Titel *Intensität ist kein Gefühl*. In ihm ging es um den Nachweis, inwiefern Leidenschaft und Pathos in der Kunst nicht einfach psychologischen Kategorien zu überschreiben sind, was am Beispiel von Nietzsches Kritik an Wagners Musik erläutert wurde.

Das gesamte Heft vom März 1984 hatte es in diesem Sinne in sich: Sein Zentrum bildete der dem *Merkur* angebotene Aufsatz Jean-François Lyotards: *Das Erhabene und die Avantgarde*. Der war mir sozusagen als Kronjuwel in die Hände gefallen. Nichts kam mir gelegener als Lyotards Abheben auf den ästhetischen »Moment« als referenzloses »Ereignis«. Beide Wörter, das war mir klar, waren Reizwörter für jeden ordentlichen deutschen Bildungsbürger, ganz zu schweigen von der akademischen Linken, die die Mehrheit an den deutschen Universitäten bildete. Deshalb lag mir daran, diese beiden Begriffe in den folgenden Jahren immer wieder klar zu begründen und sie nicht hinter bloßer Terminologie versteckt zu halten.

Zu diesen unterschiedlichen Formen meiner »Regierungserklärung« gehörte auch ursprünglich das Konzept einer anderen Literaturkritik als der, die seit den siebziger Jahren üblich geworden war. Üblich nämlich war inzwischen – und das gilt eigentlich bis heute – eine Art gefühligere, temperamentvollere Inhaltsangabe des jeweiligen Buches, in der die Personen und Gedanken pragmatisch-psychologisch auf unsere Alltagsbedürfnisse bezogen werden. Subjektives Erklären, dass einem das Buch gefällt oder nicht. Kein analytisches Interesse an Problemen der Form, geschweige an Bewusstseinskriterien. Aber es hatte sich bald herausgestellt, dass der Zeitschrift viel zu wenig Platz zu Gebote stand, die anfallende Belletristik überhaupt wahrzunehmen und dass man sich auf etwas ganz anderes, nämlich eine originelle historische, psychologische, soziologische und philosophische Literatur konzentrieren müsse. Dazu hatte Kurt Scheel die Kolumnen erfunden, die ich selbst zunächst mit Misstrauen betrachtete, die sich aber als ein wahres Glück für die Zeitschrift herausgestellt haben.

Wenn die Einrichtung der Zeitschrift auf ihre neue Ära, die man die ästhetische nennen könnte, gelang, so geschah das nicht ohne Konflikte, externe und interne. Der interne Konflikt war schon dadurch programmiert, weil die ästhetische Volte verbunden war mit der Abwendung von dem für meine Vorgänger, für Hans Schwab-Felisch und vor allem für den Gründer der Zeit-

schrift Hans Paeschke, besonderen Interesse an pädagogischen Beiträgen. Das kam bei Paeschke aus einer Affinität zu dem, was man Kulturprotestantismus genannt hat, der ja auch bei der meinungsbildenden und institutionalisierten Elite, von der Gräfin Dönhoff bis zum Bundespräsidenten von Weizsäcker, eine gewisse Rolle spielte. Diese pädagogische Linie – und sei sie aus so noblen Federn wie der Hartmut von Hentigs, Georg Pichts, Hellmut Beckers und Dorothee Sölles – habe ich kompromisslos kassiert. Das kam nicht etwa aus einem spät sich regenden katholischen Instinkt, sondern eher aus Erfahrungen mit den pädagogischen Kollegen meiner Bielefelder Fakultät, deren Anspruch und Einfluss mir verheerend erschien.

Paeschke, mit dem mich auch nach seinem Rückzug aus der Zeitschrift noch immer eine verpflichtende Beziehung verband, sagte zunächst nichts zu dieser antipädagogischen Entwicklung. Dann aber explodierte sein Temperament wegen einer nur indirekt damit zusammenhängenden Sache, nämlich aus Anlass des von mir zu Beginn der achtziger Jahre bei Suhrkamp herausgegebenen Buches *Mythos und Moderne*. Die dort vorgenommene Wiederentdeckung des Mythos, der selbst ja längst literarisiert, das heißt modernisiert war, für das moderne Bewusstsein war Paeschke unheimlich. Die von mir ernstgenommene »Neue Mythologie« der Romantik, die sich ja bis in den Surrealismus der zwanziger Jahre fortgesetzt hatte, roch für ihn nach einer antiaufklärerischen Medizin, wovon ich ihn nicht abbringen konnte, obwohl in jenem Buch so unverdächtige Autoren wie Manfred Frank, Peter Bürger, Gerd Mattenklott und Jacob Taubes sich äußerten.

Als er den Essay *Surrealismus und Terror*, meinen eigentlichen Introitus als Autor der Zeitschrift, 1969 veröffentlichte – vorangegangen war 1968 der mit der Studentenrevolution sympathisierende Aufsatz *Die linke Minderheit* –, hatte Paeschke keinen Anstoß an der partiell adornokritischen Verteidigung der französischen Surrealisten Aragon und Breton genommen. Nunmehr, nach der pädagogikfeindlichen Wende, schöpfte er Verdacht gegen die »ästhetische« Linie. Es ist hier Anlass zu bemerken, dass unser Verleger und Vorsitzender der Stiftung Merkur, Michael Klett, immerhin auch Verleger von Schulbüchern und bekannten pädagogischen Autoren, nie eine Kritik an meiner antipädagogischen Linie äußerte, das heißt die Unabhängigkeit des *Merkur* von Beginn an sicherte.

Dabei war immer deutlich, dass die Zeitschrift auf Abstand hielt zur französischen Remythisierung des Diskurses. Kurt Scheel, der anders als ich soziologisch Geprägte und von links kommend, misstraute der französischen Ästhetik ohnehin nachdrücklich als einer Art höheren Schwindels, bestenfalls »Träumerei«, so sein Ausdruck für nicht ganz niet- und nagelfeste Gedankenspiele. Er war ursprünglich auch gegen den Abdruck von Lyotards Text über das Erhabene gewesen, hatte später aber die Bedeutung dieses Aufsatzes akzeptiert. In gewisser Weise hatte er sich aber gerächt, indem er mir die Polemik des Berliner Germanisten Klaus Laermann gegen den poststrukturalistischen Stil abrang, die den Titel *Das rasende Gefasel der Gegenauflärung* hatte.

Gerade um die sogenannte ästhetische Wendung der Zeitschrift vor Ideo-

logie zu bewahren, wurde sie von der uns unseriös und modisch vorkommenden französischen Heidegger- und Nietzsche-Rezeption freigehalten sowie auch der neuen Rede vom Körper, die sich bei der linken, auf Foucault bezogenen Intelligenz ausbreitete. Insofern unterschied sich der ästhetische *Merkur* prinzipiell von jenen kleinen Zeitschriften, die damals die französischen Botschaften identifikatorisch und emphatisch verbreiteten. Deshalb schien mir auch die furiose Abrechnung, die Jean Améry schon 1973 im *Merkur* mit dem französischen Poststrukturalismus vorgenommen hatte, noch immer sehr einleuchtend. Sie geschah im Namen des mir nach wie vor wichtigen Existentialismus und seines Freiheits- und Subjektbegriffs. Dennoch wurde mir immer klarer, dass eine bestimmte vorherrschende, noch immer vom Idealismus inspirierte Begriffsphilosophie künstlerischen Phänomenen nicht gerecht werden konnte und ihr nachdrücklich zu widersprechen sei, zumal sie auch moralische und politische Ansprüche anmeldete. Ich machte das nicht mit den Franzosen, sondern in einem eigenen kritischen Buch über die philosophische Kritik an der Romantik, dem ich Motive für den *Merkur* entnahm.

Scheel und ich trafen uns nichtsdestotrotz in solchen Kriterien, die für uns zur intellektuellen Aufrichtigkeit gehörten. Wir waren skeptisch und kritisch gegenüber jeder Form von modisch wirkender intellektueller Vorherrschaft, eben auch der Michel Foucaults, dessen Einfluss an den Universitäten in den achtziger Jahren geradezu überwältigend wurde. Er verband einen neuen von Nietzsche geleiteten anthropologischen Impuls mit einem eher konventionellen utopisch-sozialrevolutionären, was einem Teil der ursprünglich linken akademischen Intelligenz entgegenkam, als sie ihrer politisch »progressiven« Hoffnung eine ästhetische Volte geben konnte. Insofern war unser Widerstand bei mir, der ich selbst Nietzsches Ästhetik damals neu entdeckte, kein grundsätzlicher, sondern vor allem dem ideologischen Aspekt geschuldet, oder anders ausgedrückt: der parareligiösen Inbrunst, mit der Foucaults »archäologische« Methode verbreitet wurde. Und so verstanden sich der »konservative« Bohrer und der »linke« Scheel als Atheisten vorzüglich im Urteil gegenüber einzelnen Texten. Wir wollten die Analyse, keinen Glauben, und sei er auch kaschiert. Wir hätten es auch grimmig formulieren können: »We are not doing God.«

Die Konzeption neuer Themen war schwieriger. Es gab in den achtziger Jahren lange Zeit unsere sogenannten Apostelgespräche. Das waren stundenlange Diskussionen über neue, möglichst originelle Themen. »Apostel« war unser Terminus für solch eine Fragestellung, die ein zukünftiges Heft eröffnen könnte. Wann war aber ein Thema originell? Genau das war das Zentrum unserer Gespräche. Denn für den *Merkur* waren aktuelle, und seien es noch so wichtige Sujets, die auf der Straße lagen und in jedem Feuilleton notwendigerweise vorkommen mussten, nicht von Interesse – das ist bis heute so.

Bei diesen Apostelgesprächen stellte sich natürlich abermals die Frage: Was will der *Merkur*? Soll er etwas wollen? Der Untertitel der Zeitschrift verweist auf eine diagnostische Aufgabe, nicht ohne Informationsgebot, formu-

liert nach einer Ära nationalsozialistischer Isolation. Wir hatten bald einen kommunizierenden ähnlichen Blick für das, was für den *Merkur* wichtig schien, bei weiterbestehender Differenz im intellektuellen Approach, ganz zu schweigen von unserem völlig unterschiedlichen persönlichen und geistigen Temperament. Ein charakteristischer Disput mag das erläutern, weil er mich in Konflikt mit meinem Verleger und Freund Michael Krüger brachte, das heißt mit einer literarischen Richtung, mit der ich eigentlich sympathisierte. Und zwar schrieb mein Bielefelder Kollege, der einflussreiche Literaturkritiker Jörg Drews, eine an puritanischen Avantgardekriterien orientierte Polemik gegen den sogenannten »vornehmen Ton« in der zeitgenössischen deutschen Literatur. Dieser Begriff war einer Kantschen Polemik gegen unklare metaphysische Formulierungen entnommen. Das ging unter anderem gegen Botho Strauß' an Goethes klassischem Meisterstil orientierten Roman *Der junge Mann*. Drews war es auch, der später das ebenfalls bei Hanser erscheinende Buch von George Steiner *Von realer Gegenwart* prinzipiell angriff, allerdings nicht im *Merkur*. (Drews war ein Freund Kurt Scheels.) Erst an der wütenden Reaktion einiger mir nahestehender Intellektueller wurde mir klar, dass ich nicht hätte nachgeben dürfen, sondern Drews' Text, der mich selbst ohnehin nervte, hätte ablehnen müssen – ein Beispiel falscher Bequemlichkeit, getarnt als Fairness gegenüber anderen Positionen.

Im Ganzen aber wurden die achtziger *Merkur*-Jahre ein eindeutiges Plädoyer für eine nicht mehr durch die sozialpflegerische Brille zu betrachtende Welt. Das stieß sogar bei Skeptikern auf Interesse, so dass die Auflage sich steigerte. Titel wie *Das Böse – eine ästhetische Kategorie?* (1985), *Die Modernität der Romantik* (1988) und *Die Ästhetik am Ausgang ihrer Unmündigkeit* (1990) waren zu diesem Zeitpunkt nur im *Merkur* zu lesen. Wahrscheinlich war die Gewagtheit solcher Themen aber geschützt durch ein ironisches gesellschaftlich-kritisches Begleitprogramm, das in der viel Beifall findenden Serie *Die Unschuld an die Macht! Eine politische Typologie* sein Zentrum fand. Es war eine sarkastische Phänomenologie der neuen konservativ-liberalen Regierung Kohl in drei Folgen zwischen 1984 und 1985, die sich in den Apostelgesprächen langsam entwickelt hatte. Auf diese Weise wurde unser bis heute eingehaltenes Strukturprinzip, einem ästhetisch-philosophischen Heft ein politisch-historisches folgen zu lassen, auf besondere Weise realisiert. Dennoch: Ohne Scheel und seinen Widerstand wäre der *Merkur* der achtziger Jahre noch ästhetischer geworden: mehr Blanchot, weniger Bourdieu.

Die politischen neunziger Jahre

Sie begannen mit einem, wenn man es so nennen will, Eklat. Anfang Januar 1990 bekam ich einen Brief von Jürgen Habermas, in dem er seine Mitarbeit im *Merkur* aufkündigte. Der Grund war ein Konflikt, der sich nach dem Fall der Berliner Mauer über der Frage einer möglichen Wiedervereinigung der beiden Teile Deutschlands zwischen Habermas und mir entwickelt hatte. Ich hatte ihm mein Plädoyer für eine solche Vereinigung geschickt, das im Januarheft 1990 erscheinen sollte. Auf diesen oder jenen kritischen Einwand ge-

fasst, den ich für die endgültige Fassung vielleicht hätte berücksichtigen können, erreichte mich ein langer, dezidierter, ja beschwörender Appell, diesen Text nicht zu veröffentlichen. Da die einzelnen negativen Punkte demjenigen, der Habermas' Position in der nationalen Thematik kennt, ohnehin bekannt sein dürften, sei nur die Summe seiner Ablehnung meiner Begründung von der Notwendigkeit der Vereinigung auf einen einzigen Nenner gebracht: furchtbar, ganz furchtbar!

In Anbetracht unserer freundschaftlichen Beziehung, die 1967 begonnen und ihre Höhen und Tiefen hatte, aber doch trotz absehbarer theoretischer Differenz stabil schien, traf mich diese Reaktion umso mehr, als ich Habermas' Argumenten nicht folgen konnte. Ganz im Gegenteil: Ein Zufall wollte es, dass zum gleichen Zeitpunkt ein Aufsatz des ehemaligen Habermas-Assistenten, des Frankfurter Soziologen Ulrich Oevermann, den *Merkur* erreichte, der die gleiche Linie verfolgte, die mein Aufsatz einschlug. Kurz entschlossen entschied sich der *Merkur* dafür, Oevermanns Text zu veröffentlichen, während mein Aufsatz Anfang Januar 1990 in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* erschien, applaudiert nicht nur von Joachim Fest, sondern auch den beiden Jungstars Frank Schirrmacher und Gustav Seibt, was für mich in Anbetracht der Feindseligkeit gegenüber der Wiedervereinigung bei den meisten west- und ostdeutschen Intellektuellen eine besondere Genußnahme war.

Zurückblickend erkenne ich in diesem Zerwürfnis ein mich damals enttäuschendes, aber notwendiges Ereignis. Enttäuschend, weil Jürgen Habermas, abgesehen von unserer langen persönlichen Beziehung, für den *Merkur*, nicht zuletzt für Hans Paeschke, eine sehr wichtige Beziehungsperson gewesen ist; für Paeschke die neben Jean Améry wohl wichtigste. Notwendig war die Trennung deshalb, weil die zentralen politischen Themen, die sich in den neunziger Jahren herausstellten, von Habermas und überhaupt der linken Öffentlichkeit einerseits und dem *Merkur* andererseits diametral entgegengesetzt beantwortet worden sind.

An drei Begriffen, die damals die politische Diskussion generell beherrschten, lässt sich das andeuten: Verfassungspatriotismus, Erinnerungskultur und Europaidee. Das waren Themen, die vom *Merkur* ebenso wie von führenden Intellektuellen leitmotivisch aufgenommen wurden. Ohne hier an unsere Position ausführlicher zu erinnern – sie besteht bis zum heutigen Tag –, lässt sie sich in etwa so zusammenfassen: Patriotismus ist nicht allein auf einer gesetzmäßig verankerten Begrifflichkeit formal zu begründen. Das ist auch nicht der Fall bei den beiden Nationen, die ihr politisches Selbstverständnis in ihrer republikanischen Verfassung ausdrücken, den USA und Frankreich. Patriotismus hat sehr viel mehr mit historischen, psychologischen und kulturellen Wurzeln zu tun, einer lang zurückreichenden kollektiven Erfahrung.

Erinnerungskultur: Wenn das sich so verhält, dann lässt sich Erinnerung nicht auf dem Holocaust begründen und noch weniger als Schuldkomplex der dreißiger und vierziger Jahre des 20. Jahrhunderts. Neben der Erklärung von Schuld muss das Gefühl der Scham stehen, das wiederum nur sich entwi-

ckeln kann, wenn historische Erinnerung weit zurückreicht und sich ins Verhältnis setzt zur Kurzzeiterinnerung. Dieser Einsicht steht bis heute eine moralistisch fundierte historische kulturelle und politische Erinnerungslosigkeit großer Teile der meinungsbildenden Elite gegenüber. Zehn Jahre später führte ich im Kontext meiner Heidelberger Gadamer-Vorlesungen die erste unter dem Titel *Erinnerungslosigkeit* aus: Die empfohlene Symbolik des Holocaust als archimedischer Punkt der auf ihn verkürzten deutschen Geschichte, so meine Pointe, nehme sich aus, als ob die reale Auslöschung der europäischen Juden durch die symbolische Auslöschung der deutschen Geschichte – und konsequenterweise der »Wiedervereinigung« – »ausgehöhnt« werden sollte. Es ging also nicht um diese oder jene Geschichtsschreibung, sondern um falsche Geschichtsphilosophie.

Schließlich die Europaidee: Für den *Merkur* ist dieses Thema ohnehin von Bedeutung. Abermals ergab sich die Differenz zu einflussreichen Linksintellektuellen im historisch-psychologischen Argument. Meine langen Jahre privaten Lebens in Frankreich und England ließen mir die tiefe Gegensätzlichkeit der einzelnen europäischen Nationen täglich, sozusagen hautnah, bewusst werden. Wie könnte dieser enormen Gegensätzlichkeit zum Trotz ein wirkliches Europäisches Parlament überhaupt funktionieren? Es müsste ja das Vertrauen der jeweiligen konservativen, liberalen und sozialdemokratischen Wähler über ihre eigene nationale Partei hinaus haben, man hätte sich qua demokratischer Wahl auch auf einen Präsidenten oder Premier zu einigen, der notgedrungen aus einer nationalen politischen Kultur kommen würde, die der Mehrheit fremd wäre. Und: Wie könnte man die enormen Differenzen im Denken von Ökonomie und Recht vermitteln? Diese Problematik ist nie beantwortet worden. Die Antwort, wir träten ohnehin nunmehr in ein postnationales Zeitalter ein, erschien mir als schiere Illusion oder schlimmer: als demagogische Ideologie, aufgebaut auf utopischen Abstraktionen ohne Wirklichkeitsgehalt, nämlich formuliert von Leuten, die keine konkrete Erfahrung mit den einzelnen europäischen Bevölkerungen hatten.

Es gab indessen eine erfreulichere Thematik, nämlich eine Variante zu der in den achtziger Jahren so erfolgreichen Satireserie. Wir nannten die neue physiognomische Serie, nunmehr nicht bloß auf das politische Personal, sondern die ganze Gesellschaft bezogen, schlicht und einfach *Provinzialismus*. Sie erschien zu Beginn der neunziger Jahre in sechs Folgen, in denen die bundesrepublikanische Hässlichkeit in ihren unterschiedlichen Ausdrucksformen in Universität, Geselligkeit, politischem Bewusstsein, Reklame, Schlager, Film, Städtebau und Geschmack porträtiert wurde. Es wurde sofort erkennbar, wo die eigentliche Provokation lag. Nicht in der Ironisierung angesehener Institutionen oder Menschen, obwohl einschlägige Repräsentanten gereizt oder begriffsstutzig reagierten. Die eigentliche Provokation lag in einer Tabuverletzung: dass nämlich die, wie es im Slogan heißt, erste gelungene deutsche Demokratie in ein sardonisches Licht getaucht wurde. Es war wieder Habermas, der mir persönlich sein Verdikt aussprach: Es ist doch besser langweilig zu sein als faschistisch.

Das war die polemische Zuspitzung einer falschen Alternative. Aber immerhin: Ich hatte mich dazu hinreißen lassen, den neuen westdeutschen Phänotyp in Gestalt Genschers, des schlaunen Eigenheimbesitzers im Grünen mit Kellerbar, als die historische Ablösung des adligen preußischen Verschwörers von 1944 darzustellen. Mit anderen Worten: Das Gesicht der republikanischen Erfolgslandschaft erschien in der Darstellung des *Merkur* so unattraktiv, dass in ihr sogar Elemente der nationalsozialistischen Gesellschaft wiederentdeckt wurden. Das war nicht ganz fair. Dieser Gesellschaft war es ja wirklich gelungen, ihre totalitäre Vergangenheit zu überwinden, und die Achtundsechzigergeneration war gerade nach meinem eigenen Urteil ein kulturpolitischer Bruch zu allem Vorangegangenen. Dennoch: Die nach wie vor psychologische und politische Spießigkeit der Republik war nicht zu übersehen. Das war das eigentliche Thema der Serie.

Die Form der Serie war für den *Merkur* überhaupt interessant. Denn dadurch wurde den ständig wechselnden Themen der einzelnen Hefte ein Element der Kontinuität gegenübergestellt. Drei solche Serien sind in den neunziger Jahren entstanden: Jürgen Mantheys zehn Jahre währende Reihe *Glossa continua*, die originelle Beobachtungen des Alltags mit scharfsinnigen Einfällen zu literarischen oder philosophischen Motiven verband. Ralf Dahrendorfs *Europäisches Tagebuch*, das in sechzehn Folgen die Reisen und Gespräche, die Haupt- und Staatsaktionen des Protagonisten nicht ohne Selbstironie schilderte. Schließlich Hans Ulrich Gumbrechts *California Graffiti*, in denen deutsch-amerikanische Annäherungsversuche aphoristisch gespiegelt wurden. Im neuen Jahrhundert gaben die *Chronik* Iris Hanikas und Jens Malte Fischers Essayfolge *Nimmundlies*, in der wenig bekannte Texte vor dem Vergessen bewahrt wurden, der Zeitschrift Struktur. Die vielleicht interessanteste Serie waren Kurt Scheels am klassischen Hollywoodfilm orientierte, den Autorenfilm und das Kunstkino verspottende Filmglossen, die in ihrer Brisanz erst richtig zum Vorschein kamen, als er sie unter dem Titel *Ich & John Wayne* 1989 in einem Buch zu Ende brachte.

Einer der dem *Merkur* wichtigen Kommentatoren ist der Politologe Peter Graf Kielmansegg gewesen, der zu Beginn meiner Herausgeberschaft mit einem Essay zum Verhältnis von Demokratie und Kapitalismus hervorgetreten war, den man immer wieder hätte abdrucken können. Kielmanseggs Kritik an Crawford B. Macphersons 1983 erschienenem *Nachruf auf die liberale Demokratie* wäre eine aktuelle Lektüre wert für alle diejenigen, die einem erneuten Marxismus unter Beifall sämtlicher Feuilletons das Wort reden. Von signifikanter, für die politische Position des *Merkur* vielsprechender Bedeutung sind die auch existentiell herausragenden Beiträge des Frankfurter Soziologen Karl Otto Hondrich gewesen, der sich so wohltuend abhob vom Mainstream der westdeutschen Sozialwissenschaftler. Der jahrelang wichtigste Begleiter der merkurischen Politik war Ralf Dahrendorf. Sein Aufsatz *Erasmus-Menschen* von 1999 war so etwas wie die späte Auslegung des politischen Liberalismus, für den der *Merkur* stand. Als Erasmus-Menschen bezeichnete Dahrendorf drei Gestalten des 20. Jahrhunderts, Raymond Aron, Isaiah Berlin und Karl Popper, deren Immunität gegenüber Faschismus und

Kommunismus ihm noch immer aktuell erschien. Eben das aber wurde zunehmend mit Feindseligkeit betrachtet, weil Dahrendorf das Prinzip der Freiheit – im Falle eines Konflikts – dem der Gleichheit vorzog. Die Gleichheit-Freiheit-Problematik wurde ein politisches Leitmotiv der Zeitschrift bis heute. Zum fünfzigsten Jubiläum der Zeitschrift hielt Dahrendorf den Festvortrag und saß der *Merkur*-Konferenz zum Thema »Bürgertum« vor.

Eigentlich schwebte mir noch immer ein *Merkur* vor, der geistesgeschichtliche, ideenhistorische und kunsttheoretische Analysen vorlegte, jenseits des politischen Tagesbetriebs. Aber, wie sich zeigte, war dies für eine Monatszeitschrift weder möglich noch sinnvoll. Vielleicht entsprach es auch nicht meinem Temperament, der ich einerseits die Stille der kontemplativen Konzentration, andererseits aber den Konflikt suchte. Das blieb ein Paradox. Dennoch waren es immer wieder Essays solchen souveränen, diagnostischen Charakters, die mich besonders anzogen, selbst wenn sie die zugelassenen Verständnisgrenzen überschritten, wie etwa Gerd Mattenklotts Essay über Epigonalität als Form der Phantasie oder Karin Westerwelles Aufsatz über Baudelaires *Confiteor des Artisten*. Für die Ästhetikkonzeption sind besonders Martin Seels Aufsätze wichtig gewesen, weil sie sich nachdrücklich auf Kunst als *Erscheinungs*-Phänomen einließen.

Als große Essays der späten neunziger Jahre erinnere ich viele. Was sich da an brillanten Einfällen die Hand gab, ist umso mehr zurückzurufen, als es nicht mehr nur aus Themeneinfällen der Herausgeber entstanden war, sondern ganz ureigenen Einfällen der Autoren entsprang, die dem *Merkur* aber die Ehre gaben, solche Texte drucken zu dürfen. Ich denke an Harald Weinrichs *Warum will Kant seinen Diener Lampe vergessen?*, an Georg Francks *Ein Kampf um Aufmerksamkeit. Zur Organisation von Wissenschaft* oder an Jan Assmanns Rezension über Jack Miles' Buch *Gott. Eine Biographie*, die alle im gleichen Heft vom Januar 1997 erschienen. Nachträglich sei nur über sie gesagt, dass sie mir als Ausdruck nicht nur von gelehrter Kompetenz, sondern eines »Selbstdenkens« erschienen, das mir seit der Lektüre Friedrich Schlegels, der dieses Wort erfand, zum Kriterium geworden ist.

Das Jahrzehnt nach dem 11. September 2001

Mit dem 11. September 2001 wurde nicht alles, aber vieles auch für den *Merkur* anders. Die Redaktion war im Sommer 1998 aus dem schöngeistigen München in das politische Berlin umgezogen, ein Schritt, der in einschlägigen Kreisen als anachronistisch-patriotische Geste kommentiert wurde. Paradoxerweise wollte ich zu diesem Zeitpunkt die ästhetischen achtziger Jahre erneuern und befürwortete deshalb solche Beiträge. Eigentlich hatte ich immer ja dem esoterischen Zeitschriftentyp von Schlegels *Athenäum* den Vorzug gegenüber dem informativen Typus des *Teutschen Merkur* gegeben. Der neue *Merkur* gehörte aber nun einmal in die letztere Tradition. Trotzdem entschied ich mich für diffizile Gegenstände und machte mich auch weiter für das Ästhetische gegen das Gesellschaftliche stark. In diesem Sinne hielt der *Merkur* die Bildtheorie innerhalb der Kunstgeschichte und die Kultur-

theorie innerhalb der Philologie auf Abstand, eben weil sie gesellschaftlichen und sozialen Fragen den Vorzug gegenüber der Hermeneutik des Kunstwerks gaben. Ich versuchte diese Differenz auch noch einmal am Erinnerungsthema zu verdeutlichen, indem ich zwischen historischem Gedächtnis und poetischem Gedächtnis strikt unterschied.

Es muss zur Jahreswende 2000/2001 gewesen sein, dass ich bei manchen meiner sozusagen weltabgewandten oder zu akademischen Tendenzen den Widerstand Kurt Scheels spürte, der seit 1991 ja mein Kollege in der Herausgeberschaft geworden war. Wir hatten schon bei der Planung des Doppelheftes *Nach Gott fragen. Über das Religiöse* (1999) Verständnisschwierigkeiten. Ich wollte in aller Eindeutigkeit auf die strikt theologische Frage hinaus: Wer ist Gott? Scheel dagegen auf die soziologische Frage im Sinne von Max Weber: Wie funktionieren Religionen? Es kam zum Kompromiss. Der erste Teil handelte von Gott, der zweite Teil von Religion. Die Antworten, die uns die protestantischen und katholischen Universitätstheologen gaben – Kardinal Ratzinger hatte wegen drängender Verpflichtungen abgesagt –, zeigten, dass Scheels Frage beantwortbar war, meine nicht: Der einzige, der die Gottesfrage affirmativ beantwortete, war kein Theologe, sondern der katholische Philosoph Robert Spaemann.

Die sich schon kräuselnde Oberfläche unseres herausgeberischen Einvernehmens war wegen meiner einschlägigen Themen kurz davor, in heftige Bewegung zu geraten, als das New Yorker Ereignis die Situation völlig veränderte. Ich wagte zuerst nicht, meine spontane Idee, wir müssten im letzten Moment das zwei Monate nach dem New Yorker Attentat erscheinende Novemberheft ändern, Kurt Scheel überhaupt vorzuschlagen, weil ich einen abermaligen Disput fürchtete. Aber er hatte genau dasselbe gedacht. Welch ein Aufatmen! Und so setzten wir meinen als Aufmacher gedachten Aufsatz über Preußen und den 20. Juli, der seinerseits Dispute erwarten ließ, an die dritte Stelle und eröffneten mit einem doppelten Editorial, dem wir eine schonungslose Analyse des islamistischen Fundamentalismus durch Siegfried Kohlhammer folgen ließen: *Die Feinde und die Freunde des Islam*, mit der doppelten Pointe, dass wir diesen Weckruf zum ersten Mal 1995 publiziert hatten, natürlich ohne damals damit irgendeine Reaktion hervorzurufen. Inzwischen war in den deutschen Medien und Teilen der Politik die anfängliche Sympathie mit den USA, zumindest für das überfallene New York, umgeschlagen in eine aggressive, teils kulturkritisch motivierte, teils aus älterem Ressentiment stammende hämische Darstellung des amerikanischen Imperialismus, ja alles Amerikanischen überhaupt. Die Feuilletons schäumten über davon, und eine Neuentdeckung der arabisch-muslimischen Kultur hatte zu diesem Zeitpunkt schon Ansätze der Sentimentalität angenommen, deren Kehrseite der Selbsthass auf den »Westen« war.

Nur so ist zu erklären, dass unser eher diagnostisches denn polemisches Editorial gereizte bis höhnische Reaktionen hervorrief. Scheels eindeutige, unumwundene und klare Stellungnahme für den Westen war vielleicht schlimmer als mein abgezirkelter Akzent auf einem für notwendig befundenen Begriff eines notgedrungen dezisionistischen Handelns, das auch Bereit-

schaft zum Unrecht einschließt. Jedenfalls hat sich seit dem 11. September 2001 zwischen dem *Merkur* und einem Teil der Intellektuellen, sofern sie den *Merkur* wahrnahmen, eine Entfremdung eingestellt, die in den zwanzig vorangegangenen Jahren unserer Herausgeberschaft nie spürbar gewesen ist, auch wenn der *Merkur* seit jeher immer etwas nach der Parole von »splendid isolation« lebte, objektiv und subjektiv. Wenn es bösartige Kommentare gab, verkniff ich mir nicht ohne Genugtuung den altrömischen Spruch: »oderint dum metuant« – »Mögen sie uns hassen, wenn sie uns nur fürchten«. Es wurde ohnehin aufgewogen durch den Zuspruch von solchen, deren Urteilsvermögen uns wichtig war.

Hier ist etwas nachzutragen, was eigentlich längst klargeworden sein müsste. Wegen meiner hauptamtlichen Professur in Bielefeld fand das Zeitschriftenmachen auch nach der Emeritierung im täglichen, oft stundenlangen Telefonat zwischen Scheel und mir statt. Scheel war de facto nicht nur Herausgeber, sondern von Beginn an Redakteur en chef. Er plante, ich schrieb. Er redigierte meine Texte, ich diskutierte seine Pläne. Die Konzeption war eine gemeinsame Sache. Das funktionierte nach wenigen Monaten unserer Zusammenarbeit ohne Hindernis, trotz der angedeuteten gelegentlichen Spannungen wegen meiner »abgehobenen ästhetisch-theoretischen Vorschläge«. Mit anderen Worten: Ohne Scheel wäre der *Merkur* mit mir allein nie fortsetzbar gewesen.

Meine zweimonatlichen Besuche in der Redaktion waren deshalb umso wichtiger. Besonders seit die Zeitschrift in Berlin war, wo die großen Redaktionsräume mit dem sogenannten Berliner Zimmer eine neue Form des Außenkontakts möglich gemacht hatten: Das alle zwei bis drei Monate stattfindende Gespräch mit acht bis zehn eingeladenen Intellektuellen aus Universität und Publizistik war eine Erfindung Kurt Scheels. Sein Einfall realisierte sich über die Jahre, wie es besser nicht hätte sein können. Durch diese Berliner Gespräche über von uns gesetzte Themen unterschiedlichster Art stellten sich auch neue Autoren ein. Michael Rutschky, Gustav Seibt, Claus Koch, Friedrich Dieckmann, Peter Bender, Heinz Bude waren schon seit Jahren mit von der Partie. Hinzu kamen nun Volker Gerhardt, Jörg Lau, Hans Ulrich Gumbrecht, Norbert Bolz, Thomas E. Schmidt, Hans-Peter Müller, Herfried Münkler, Jens Bisky ... Da der *Merkur* über keinen Etat für Reisespesen verfügt, besteht der Kreis in der Regel aus Berliner Gästen. Aber Berlin bietet mit seinen zahlreichen universitären und kulturellen Zentren ein unvergleichliches Angebot an Intellektuellen, die für solche Gespräche in Frage kommen.

An den erwähnten Namen, denen man eine Reihe anderer hinzufügen müsste, gerade wenn sie keine eigentlichen *Merkur*-Autoren waren, erkennt man ein gewisses Übergewicht der Universitätsleute. Zwar führten auch Paeschke und Schwab-Felisch Namen von akademischer Prominenz, seien es nun Arnold Gehlen, Martin Heidegger, Theodor W. Adorno und Hannah Arendt. Aber mehrheitlich waren es doch bekannte Publizisten von Friedrich Sieburg bis Margret Boveri und viele jüngere namhaft gewordene Journalisten. Mit dem neuen Konzept intellektueller Diagnostik kamen ganz

von selbst besonders theoretisch beschlagene Leute für uns in Frage. Diese Entwicklung zeigte sich ja auch im Feuilleton, wo plötzlich mit allen Wassern der Theorie gewaschene Begabungen auftauchten, von denen manche die Universitätskarriere ausgeschlagen hatten, weil ihnen die Herausforderungen in einer Zeitung interessanter erschienen. Gustav Seibt hat diese Veränderung einmal auf den provozierenden Nenner gebracht, dass Universitätsprofessoren es inzwischen vorzögen, Rezensionen in einer großen Zeitung statt in ihrer Fachzeitschrift zu publizieren.

Insofern entsprach die manchmal noch von Hans Paeschke kritisierte »Unverständlichkeit« mancher Beiträge des neuen *Merkur* nur dem Anspruch einer jüngeren Generation, und es gelang, sie für die Zeitschrift zu interessieren, nachdem die Generation von Paeschke und Schwab-Felisch, Dolf Sternberger und Karl Korn abgetreten war. Aber die Nutzung theoretisch oder sagen wir denkerisch begabter Leute hat nie unser Kriterium in Frage gestellt: Was hat der Autor eigentlich zu sagen? Kulturelles Wissen, historische Gelehrsamkeit, schlicht und einfach akademische Prominenz als solche interessierten uns nicht. Unter den häufig im Berliner Zimmer geprüften Themen des Doppelhefts waren drei nach meiner Auffassung besonders wichtig: Das Doppelheft von 2002 mit dem Titel *Lachen. Über westliche Zivilisation*, das Doppelheft von 2004 mit dem Titel *Ressentiment!* und das Doppelheft von 2007 mit dem Titel *Kein Wille zur Macht* – sie waren es, die uns das Interesse von Leuten einbrachten, die uns interessierten.

Umso unverständlicher für mich die aggressive Reaktion auf das Doppelheft zum Thema »Lachen im Westen« in einigen Zeitungen. So viel Verblendung hatte ich nicht erwartet. Weil Lachen, das heißt eine ganz spezifische Form der Satire, Ironie und politischen Karikatur besonders der westlichen Zivilisation zugeordnet wurde? Natürlich war das nicht sine ira et studio gemeint. Aber der applaudierende Brief des ob seines ironischen Temperaments bekannten Pianisten Alfred Brendel, der selbst gerade ein Buch über das Thema »Humor in der Musik« veröffentlicht hatte, stand im eklatanten Gegensatz zu den giftigen Erregungsanfällen im Feuilleton, die mir unendlich lächerlich vorkamen.

Oder das *Ressentiment*-Heft. Auch hier ein nachdrückliches Pro und ein verkniffenes Kontra: Weil wir das vielzitierte Ressentiment nicht nur des Kleinbürgers, sondern besonders des Intellektuellen befragten? Weil wir im affirmativen Rühmen der Welt und nicht bloß in der Gesellschaftskritik ein Essential der Literatur und Kunst überhaupt freilegten? Ich weiß die Antwort noch immer nicht. Der Titelaufsatz des Heftes *Kein Wille zur Macht* wiederum war die überarbeitete Fassung eines Vortrags, den ich 2006 vor der Fakultät für Vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Stanford gehalten hatte. Die anschließende interessante, souverän-gelassene Diskussion in Kalifornien noch in Erinnerung, erschien mir die deutsche Aufregung wie das Abbild eines Landes, in dem ich nicht gerne leben würde, wenn es denn so wäre wie diese Aufregung. Das bestätigte sich ein Jahr später, als ich mit Fritz Stern, dem weisen liberalen Historiker der Columbia Universität, in Neuhardenberg ein öffentliches Gespräch zum gleichen Thema hatte. Un-

ser beider Einverständnis im entscheidenden Punkt, nämlich dass es ohne Machtwille in der Kultur nicht gehe, stand im Gegensatz zu partiell schrillen Reaktionen einzelner Zuhörer während der anschließenden Diskussion. Als Perry Anderson fast zur gleichen Zeit in der *New Left Review* die intellektuelle Energie des *Merkur* rühmte, wurde mir die Distanz der Zeitschrift gegenüber vielleicht zu vielen Zeitgenossen noch bewusster. Viel mehr als viertausend Abonnenten waren nie erreichbar gewesen, es sei denn, wir hätten uns affirmativer und gefälliger gezeigt.

Es waren bewusst eingegangene Risiken, die wir, würden wir die Zeitschrift weitermachen, wiederholen müssten. Mehr denn je. Es war ein Paradox aus unserem gemeinsamen Enthusiasmus für interessante Phänomene ohne jede polemische Absicht, dass sich daraus immer wieder ein Affront gegenüber der moralisierenden Grundströmung der Bundesrepublik ergab. Dagegen war kein Kraut gewachsen. Es genügte schon, wenn unsere Themen als elitär verstanden werden konnten. Dass Kurt Scheel und ich uns bei unserem letzten Doppelheft für das Thema des Nonkonformismus entschieden, hat natürlich mit solchen Erfahrungen zu tun. Ich weiß nicht, ob ich am Ende meiner *Merkur*-Zeit dieses Wort für die Zeitschrift in Anspruch nehmen will. »Nonkonformistisch« will inzwischen schließlich jeder sein. Das ändert aber nichts daran, dass nur sehr wenige es sind, und zwar häufig dann, wenn sie es nicht wissen. Die Qualität eines nonkonformistischen, unabhängigen, autonomen Denkens ist aber das Entscheidende zur Beurteilung von Verlautbarungen in der intellektuellen Öffentlichkeit, sei es der universitären, sei es der publizistischen. Es war eine besonders deprimierende Erkenntnis des Doppelhefts, wie wenig deutsche Universitäten noch zu originellem Denken erziehen, warum speziell die Geisteswissenschaften so viele intellektuelle Konformisten hervorbringen. Deshalb war Nonkonformismus auch das Kriterium, das die Wahl unseres Nachfolgers entschieden hat.

Es ist aus dem hier Erzählten eine Frustration erkennbar geworden: Meine ursprüngliche Absicht, mich vornehmlich auf künstlerische und philosophische Fragen konzentrieren zu wollen, ist vom Zeitgeist verunmöglicht worden, aber auch vom Charakter und der Tradition des *Merkur*. Mein eingangs zitiertes Musil-Programm war nicht durchführbar gewesen. Es entsprach zu sehr meiner Neigung zum »hortus conclusus«, einer geistigen Landschaft meiner intellektuellen Jugend, in der mir André Gide, T.S. Eliot, Ezra Pound, Albert Camus, Jean-Paul Sartre, William Faulkner und der frühe Hemingway auf den inneren Wegen zusahen. Der anfängliche *Merkur* hatte selbst etwas von dieser Aura, die einen so verführerisch als ein »Geistiges« einhüllte. Es war wohl dieser nostalgisch rückwärtsgewandte Affekt für die Schönheit der klassischen Moderne, der mir den *Merkur* so attraktiv gemacht hatte. Kein Wunder, dass die Kritik an der Verhässlichung dieser Moderne dann wohl ein unbewusstes, heimliches Leitmotiv meiner Herausgeberschaft geworden ist, wie aktuell und zeitgenössisch die Themen auch wurden.